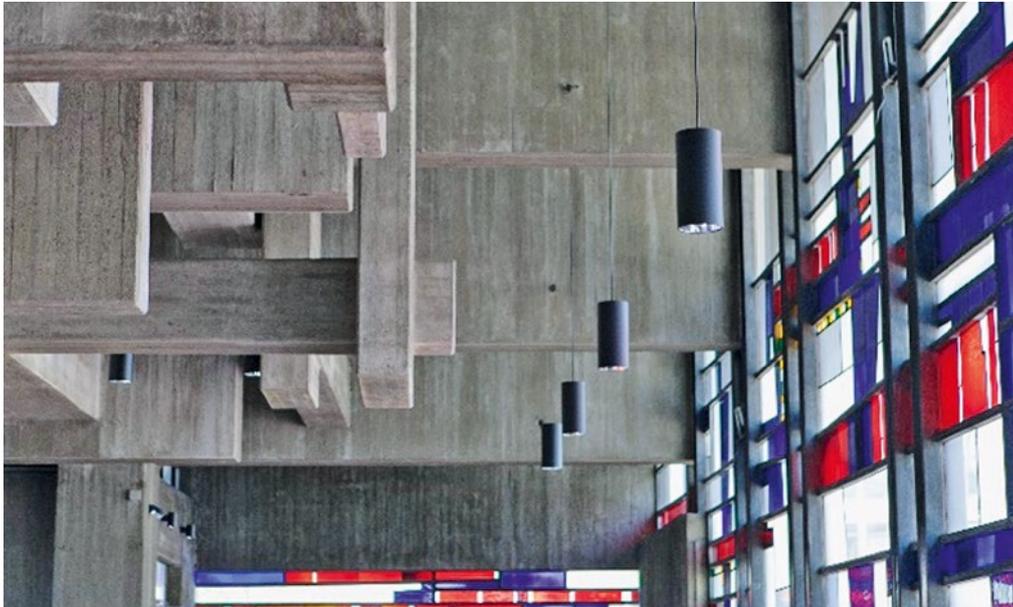


Gott feiern in unselbstverständlichen Zeiten

„Brutale“ Kirchenerfahrung – Die Kirche Johannes XXIII.



Bildquellen © privat, EBK

Als Mitte der 60er Jahre die Selbstverständlichkeiten der Wirtschaftswunderzeiten in der ersten Bundesrepublik aufbrechen und sich auch in religiöser Hinsicht Unruhen unter den Studierenden auftaten, bekam der damalige Hochschulpfarrer Prof. Nyssen den Auftrag, auf einem ehemaligen Industriegelände in Köln-Sülz „Kirche an den Hochschulen“ zu bauen. Aber wie geht das? Wie baut man Kirche (auf)? Eine sehr aktuelle Frage.

Der erste Schritt war, die alten architektonischen Selbstverständlichkeiten – auch die der neuen Kirchenbilder der 50er – über Bord zu werfen und mit einem Bildhauer (Josef Rikus) und mit einem neuen Baustoff – dem Beton – Kirche ganz neu zu denken. Es entstand in der Logik der neu entstandenen universitären Bauten (Bibliothek, Philosophikum, Hörsaalgebäude) ein Brutalismus-Bau. Brutalismus von franz. *béton brut* – der nackte Beton, Sichtbeton. Ein betonsichtiger Bau. Aber der Inhalt und der Symbolgehalt sollte ein anderer sein als in den Bauten der Universität. Aber welcher ist es? Wofür wollen wir als Kirche stehen?

Halten Sie inne: Wofür will ich als Kirche stehen? Was will ich sehen, was will ich zeigen?

Materialehrlichkeit war dabei ein wichtiges Moment der Brutalismusbewegung: Alles, was zu sehen ist, ist auch das, was es ist: Keine Fassade, kein Stuck, keine „Behübschung“. Damit war der Bau anschlussfähig an die Studentenunruhen: Die Selbstverständlichkeit des fragwürdigen (Nicht-)Umgangs mit der Schuld der „Väter“ zu brechen und nach außen dem

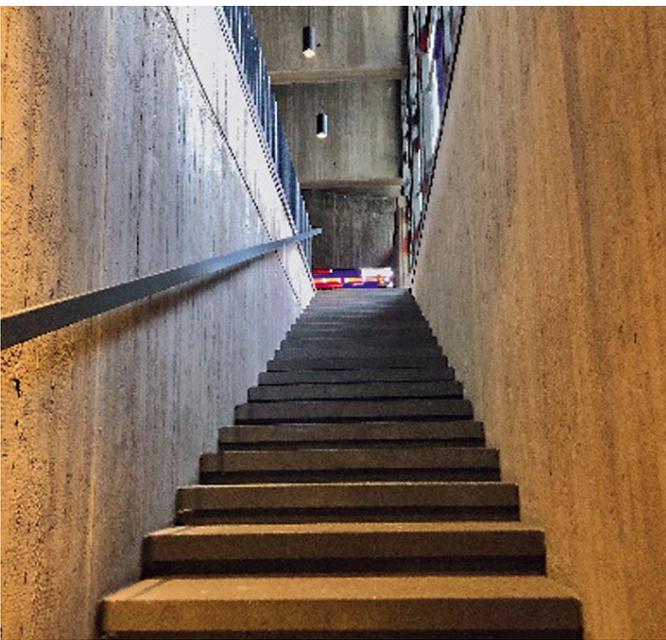
Auftrag des 2. Vatikanischen Konzils gerecht zu werden, im Sinne der „kritischen Zeitgenossenschaft“ Stein des Anstoßes zu sein. Beton als kritischer, weil nicht gefälliger Werkstoff.

Wo werden wir denn diesem Auftrag heute noch gerecht, Kritische Zeitgenossen zu sein?

Der Bau erschließt sich in einem weiteren Schritt, wenn man hinabsteigt – anabatisch – im Sinne des Baus in die Unterwelt – in die Grabeshöhle – oder eben in die Krypta. Mit dem Beton ist hier ein sehr bedrückender und beeindruckender Raum gelungen: „die Höhle“ oder der „Bunker“. Wenn wir in der Nachfolge Jesu nicht an der Oberfläche des „man“ bleiben wollen, müssen wir auf dem schmalen Grad zwischen Leben und Tod gehen, zwischen Todesangst und Lebenshoffnung. Die Krypta ist ein solcher Ort, wo die ersten Menschen, die dort gebetet haben, sicherlich an die Bombennächte Kölns gedacht haben – oder eben an die ersten Christen, die an den Stellen des Todes Eucharistie und damit Übergang vom Leben zum Tod gefeiert haben.

Wie steht es mit mir als Christ: Welche Rolle spielt meine Endlichkeit in meinem Leben? Was hoffe ich darüber hinaus?

Die Kirche Johannes XXIII besteht nicht aus einem „eigentlichen Kirchraum“ mit einer Krypta darunter, sondern besteht aus zwei gleichwertigen kontrastierenden Räumen. Unten-Oben, Angst-Hoffnung, Tod-Leben, Unterwelt-Himmel. In den Himmel kommt man, indem man „aufsteigt“ – aus der Unterwelt über eine großangelegte



„Schreittreppe“, die nicht zum mal eben hochlaufen gedacht ist, sondern um sich über das Irdische zu erheben.

Bin ich mir meiner Würde bewusst?

Und oben tut sich dann der Himmel als weiter Raum voller Licht auf. Der Beton wird hier weich und fängt steinerweichend an durch die farbigen Fenster zu leuchten.

Beide Räume sind strikt von einer dicken Betondecke getrennt – es gibt nur eine Stelle, an der der Durchbruch durch Glasbausteine gelingt – in der Mitte des Raums, die nicht die Mitte ist, aber sicherlich die gefühlte Mitte: Der Sakramentenbaum; unten in der Höhle, in der Tiefe als Wasserstelle und damit Taufort und oben als Sakramentenstele mit Tabernakel: die Frucht des Baums, die ewiges Leben bringt und nicht die Vertreibung aus dem Paradies. Die Unterbrechung ist Ort der Transzendenz, des Überschreitens der Gegensätze.

Letztendlich durchbricht der Kirchbau auch nochmal diese sich erarbeitete Bedeutung und führt sie auf eine andere zurück, Beton bleibt Baustoff des Homo faber: Alles was heilig ist und bleibt: Altar, Ambo, Sakramentenbaum und die sich versammelnde Gemeinde ist „Natur“ – aus der Schöpfung genommen und damit aus Holz.

Blicke ich auf mein Leben, wo spüre ich Gegensätze? Welche Unterbrechungen fallen mir dabei ein? Einbrüche des Transzendenten?

In dieser „größten begehbaren Skulptur Kölns“ feiern unterschiedliche Menschen Gottesdienst: Studierende an den Hochschulen Kölns, Studierende der Theologie, Schülerinnen und Schüler am Erzbischöflichen Berufskolleg für Sozial- und Gesundheitswesen. Jede und jeder in den Ambivalenzen und Konflikten des eigenen Lebens. Vielleicht ist das nicht die schlechteste Aussage dieses durch und durch religiösen und theologischen Baus: Gott ist nicht zu finden und zu feiern, indem man Konflikte einseitig auflöst und so fragwürdige Sicherheiten schafft. Vielleicht ist ER da zu feiern, wo man immer wieder die Anstrengung auf sich nimmt, im wahrsten Sinne des Wortes durch die Konflikte und Gegensätze zu gehen und sie zu erleben: Er selbst soll ja diesen Weg voraus gegangen sein ...

Da das Erlebnis erst durch die Reflexion zur Erfahrung wird (vgl. Michl, 2009) wird der Raum mit seiner „brutalen“ Symbolik auch im Religionsunterricht für die Schülerinnen und Schüler sowie für die Studierenden des Erzbischöflichen Berufskollegs erlebbar und erfahrbar gemacht. Die oben hervorgehobenen persönlichen Fragen sollen sie einladen, die „Brutalität“ des Raums der des eigenen Lebens begegnen zu lassen.

Für neue Klassen, denen der Kirchenraum fremd ist, führt schon der erste Gang von außen nach innen zu einem Durchbrechen der Erwartungen. Der Fremdheit in der Außenwirkung des Gebäudes, steht die Wärme und Gemütlichkeit des Innenraums gegenüber. Die Anordnung der Gemeinde um den zentralen Holzaltar in der Mitte, der einen Kontrast zum Beton bildet, führt meist zu Irritationen und lässt erahnen, dass Gottesdienst hier anders als erwartet gefeiert wird.



Im Kontext der Symboldidaktik stehen die angehenden pädagogischen Fachkräfte häufig vor der Frage, wie sie selbst in ihrer pädagogischen Praxis christliche Symbole vermitteln können, auch vor dem Hintergrund, selbst kaum über einen Erfahrungsschatz mit dieser Symbolik zu verfügen. Christliche Symbole sind unselbstverständlich geworden.

Hierfür werden die „symbolischen Gegebenheiten“ des Raumes genutzt, in dem zum Beispiel ein Angebot zum Erfahren von Licht und Dunkel gemacht wird. Das Hinaufgehen in die helle „Oberwelt“ greift die eben gemachte Erfahrung dann nochmal auf.

Man sollte sich nicht wundern, wenn man während der Unterrichtszeit Lernende sieht, die mit verbundenen Augen durch den Kirchenraum geführt werden, um zu erleben, was es heißt „Licht für jemand anderen zu sein“ und so über Gemeinschaft diskutieren. Das Ziel ist dabei, den Schülerinnen und Schüler Erfahrungen zu ermöglichen und zwar durch Methoden, die sie in ihrer eigenen Arbeit anwenden können. Im Kontext der Symboldidaktik verdeutlicht der Raum, dass religiöse Vorstellungen nicht von außen willkürlich an Symbole herangeführt werden, sondern sich aus ihnen selbst ergeben (vgl. Mix; Röddig, 1997). Das soll im Unterricht und in der Praxis erlebbar und erfahrbar gemacht werden.

(Oliver Steward, Lehrer am Erzbischöflichen Berufskolleg Köln, Klaus Thranberend, Schulseelsorger am Erzbischöflichen Berufskolleg Köln.)